

Religiös verwurzelte Vaterschaft¹

Von Joh. Mich. Hollenbach SJ, Frankfurt a. Main

Die religiöse Entwurzelung des Vaterprinzips im Geistesleben der Gegenwart findet heute ihren konsequentesten Ausdruck im atheistischen Materialismus. Soll diese verhängnisvolle Entwurzelung wirksam geheilt werden — soweit menschliches Bemühen dazu imstande ist —, dann kann über den Weg kein Zweifel sein: Der werdende Mensch muß zunächst in einem religiös einheitlich geprägten Meinungsraum die ganzheitlich belebende Kraft der religiösen Wirklichkeit erfahren; und das nicht nur in der Kirche, sondern vor allem in der Familie und Schule. Solange man die Frage nach der religiös eindeutigen Schule mit politischen Scheuklappen beurteilt, wird man sich weiter von Schlagworten den Blick trüben lassen, aber der kommenden Generation das Brot des Lebens vorenthalten.

Die religiös eindeutige Schule ist für die heutige Jugend der notwendige Weg, um die religiöse Entwurzelung des Vaterprinzips in der Öffentlichkeit dereinst zu überwinden, wenn sie einmal dazu berufen ist, die Öffentlichkeit zu prägen. Die religiös eindeutige Schule, und da vor allem die höhere Schule als Bildungsmacht, ist die konkrete Antwort auf die religiösen Nöte der Zeit. Sie ist die institutionell wirkende religiös verwurzelte Vaterschaft, die das religiöse Bewußtsein des werdenden Menschen einheitlich zu prägen vermag.

I. Die autoritäre Macht der Gesinnungsgemeinschaft

Erst wenn man den zwischenpersonalen Charakter des religiösen Bewußtseins klar im Auge behält, wird man die Art und Weise der Entfaltung des religiösen Bewußtseins und die eigentlich bewegende Kraft der religiösen Erziehung verstehen.

Für alle Entwicklungsstufen gilt zunächst, daß das religiöse Bewußtsein geweckt und entfaltet wird durch Erweiterung und Vertiefung des religiösen Wissens. Damit dieses Wissen aber spezifisch religiös sei, ist ein Zweifaches zu beachten:

Nicht religiöse Einzelheiten und zusammenhanglose Teilerlebnisse der religiösen Wirklichkeit sind entscheidend; sondern religiöses Wissen ist Erkenntnis des Sinnzusammenhangs meiner endlichen Person mit der unendlichen Wahrheit in Person: also Wissen um Ursprung und Ziel des Lebens. Die Entfaltung dieses Wissens sollte möglichst anknüpfen an die Art und Weise, wie in den einzelnen Lebensaltern die Sinnfrage gestellt wird, bzw. Antworten entsprechend begriffen werden können.

Und dann: Lebendig ist dieses Wissen um den Sinnzusammenhang nicht schon durch die Erkenntnis der Zusammenhänge. Wir werden gleich sehen, daß diese Art der Erkenntnis weitgehend fehlen kann, und zwar bis in die höchsten Stufen der religiösen Entwicklung. Was aber dieses Wissen und überhaupt die religiösen Wissensbestände zur lebendigen Bewußtheit macht, ist die autoritäre Bestätigung

¹ Fortsetzung zum Aufsatz: Entwurzelte Vaterschaft; vgl. *diese Ztschr.* 32. Jg., Heft 1, 1959.

der Sinnerwartung durch die Gewißheit, in Gesinnungsgemeinschaft mit jener Person zu sein, die die göttliche Wirklichkeit repräsentiert — sei es in Stellvertretung, sei es die Person Gottes selbst. Man könnte diesen Tatbestand noch anders ausdrücken: Religiöses Bewußtsein ist primär bestimmt vom *Wissen um das Gewußtsein durch Gott*. Die Gewißheit von der ständigen Gegenwart Gottes ist schon im rein natürlichen Bereich Bestätigung der personalen Sinnerwartung, nämlich die Vergewisserung, nicht einsam zu sein in seiner endlichen Existenz.

Die bewegende Kraft bei der Entfaltung des religiösen Bewußtseins liegt also nicht bei der Einsicht in den Sinnzusammenhang, sondern in der lebendigen Überzeugung, daß man das Wissen von einer *religiös erfüllten Autorität* entgegennimmt. M. a. W.: Der Mensch will einer Person glauben, insofern sie in sich glaubwürdig ist und sich ihm durch persönliche Zuwendung erschließt und mitteilt. Diese personale Kraft des religiösen Bewußtseins kann und muß schon in frühester Kindheit entfaltet werden. Denn schon sehr früh erwartet das Kind die persönliche Zuwendung von seiten der Erwachsenen. Zunächst wird ja alles tastende Fragen beantwortet durch autoritäre Mitteilungen von seiten der Erwachsenen und werden die Antworten hingenommen durch gläubiges Für-wahr-halten.

Den Gesamtprozeß der weiteren Entfaltung des religiösen Bewußtseins könnte man als einen *dialektischen Vorgang zwischen Glauben und Wissen* kennzeichnen. Das Kind übernimmt zuerst gläubig die Antworten von den Erwachsenen. Mit der Entwicklung des Verstandes bekommt es selbst Einsicht in gewisse Zusammenhänge, so daß das bisher Geglaubte zur persönlichen Überzeugung wird. Mit neuen Fragen treten neue Antworten ins Bewußtsein ein, die wiederum zunächst geglaubt werden, bis auch diese dann durch eigene geistige Arbeit zur persönlichen Überzeugung geworden sind. Und da dieser Vorgang für das religiöse Bewußtsein unerschöpflich ist — der endliche Geist kann ja bis in alle Ewigkeit nicht den unendlichen Wahrheitsgehalt Gottes ausschöpfen —, so ist dieser dialektische Vorgang zwischen Glauben und Wissen eigentlich nie zu Ende. Der übernatürliche Glaube knüpft an diese natürliche Glaubensbereitschaft an und stellt sofort von Anfang an die absolute Autorität Gottes in der lebendigen Gestalt Christi des Gottmenschen in den Mittelpunkt. In Ihm verbindet sich die sichtbar menschliche Wirklichkeit mit der unsichtbaren und unendlichen Wirklichkeit Gottes.

Wir wissen aus der modernen Kinderpsychologie, daß dem Kinde die unsichtbare Wirklichkeit in Gestalt übermächtiger Personen die eigentliche Wirklichkeit bedeutet, aus der es lebt, und die sein unklares Sehnen und seine noch undifferenzierte Sinnerwartung in einer Weise bestätigt, für die mancher allzu aufgeklärte Erwachsene kaum mehr Verständnis hat. Das Kind ist religiös aus seiner ursprünglichen Unendlichkeitssehnsucht. Aber diese Sehnsucht richtet sich nicht auf religiöse Ideen oder auf abstrakte Ideale, sondern auf Personen, letztlich auf die unendliche Person Gottes. Die Neigung zur Personifikation ist also religiöser Natur. Für den gesamten Bereich der kindlichen religiösen Erziehung kommt es also vor allem darauf an: die Unendlichkeitssehnsucht durch Erweiterung und Vertiefung des religiösen Wissens zu wecken und die Personifikationstendenz zu läutern.

II. Weckung der Unendlichkeitssehnsucht

Wir unterscheiden hier zwei Abschnitte der religiösen Entwicklung innerhalb der Zeit, in der das Kind die Volksschule besucht: die Abschnitte zwischen 6 bis 10 Jahren und zwischen 11 bis 15 Jahren etwa. Der erste Abschnitt ist eigentlich nur die Erweiterung der frühkindlichen Religiosität, die vorwiegend dadurch gekennzeichnet ist, daß die Unendlichkeitssehnsucht unmittelbar-gefühlhaft, unkritisch-vereinfachend, naiv-vertrauend und konkret-anschaulich erweitert, kaum aber metaphysisch vertieft wird. Die Möglichkeit der Vertiefung setzt erst mit dem Aufbruch der Vorpubertät etwa um das elfte Lebensjahr ein. Dieser seelische Einschnitt ist für die Gottesvorstellung vorher und nachher von größter Bedeutung. Bis etwa ins zehnte Lebensjahr ist — wie Michael Pfliegler dartut — „die Übernatur dem Kinde nicht als das ‚Ganz-andere‘, sondern als das selbstverständlich Überragende, Heilige, Göttliche bewußt“ . . . „Das Kind hat ein vertrauliches Verhältnis zu Gott, *darum* erscheint er ihm nicht als der „Ganz-andere“². Der Grund dafür ist leicht zu ersehen: Das Kind hat noch kaum ein bewußtes inneres Erlebnis der eigenen Endlichkeit, das zu einer ständigen seelischen Erfahrung werden könnte. Die einzelnen Erfahrungen seelischer Not, des Schuldgefühls, der Angst, der Trauer usw. gehen nicht in die Tiefe, weil diese Tiefe noch allzu optimistisch, erwartungsvoll und dem Augenblick hingegeben die beglückenden und erfreuenden Seiten des Lebens sucht. Noch weiß es bewußt nichts von „zwei Seelen“ in seiner Brust; die eigene persönliche Existenz ist ihm noch nicht problematisch.

Das unmittelbar-gefühlshafte Ansprechen der Unendlichkeitssehnsucht entspricht in diesem Alter der Stufe der seelischen Beeindruckbarkeit. Das Kind begegnet der Wirklichkeit des Lebens nicht objektivierend und abstrahierend, sondern erwartungsvoll. Die Märchenfreudigkeit bestätigt das. Das Kind lebt selbst mit und wird vom Gehörten subjektiv so beeindruckt, daß es zeitweilig Wirklichkeit und Phantasiewelt verwechselt. Das ist für die religiöse Unterweisung einerseits ein Vorteil, aber auch eine Gefahr. Der Vorteil besteht eben darin, daß Kinder die Berichte des Alten und Neuen Testaments gern hören und da ganz mitleben können. Andererseits muß man sich aber davor hüten, diese Berichte im Märchenstil zu erzählen und die Wirklichkeit, die dahinter steht, für das Gefühl des Kindes in die Phantasiewelt zu verlegen. Es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, dem Kind schon im ersten Schuljahr den Unterschied zwischen phantasierter Märchenwelt und der Wirklichkeit der Glaubensgeheimnisse einzuprägen. Dabei kommt es nicht darauf an, ihm theoretisch den Unterschied klar zu machen. Es genügt, ihm zu sagen, daß es sich hier nicht um Märchen, sondern um wirkliche Geschehnisse handelt — auch dann, wenn wir ihre geheimnisvollen Hintergründe nicht verstehen können. Dabei kann es durchaus von Nutzen sein, zu betonen, daß nicht einmal die Erwachsenen, ja nicht einmal Heilige und große Gelehrte die Geheimnisse Gottes verstehen können. Dennoch sind sie wahr und wirklich. Dann wird nämlich das kindliche Staunen über wirkliche Geheimnisse von vornherein auf die

² Michael Pfliegler, *Der Religionsunterricht*, Bd. II: Die Psychologie der religiösen Bildung, 1935, S. 92.

tatsächliche Wirklichkeit des Glaubens gelenkt, und man braucht später dann nicht falsche und allzu menschliche Vorstellungen zu korrigieren.

Obwohl das Gefühlsleben in dieser Zeit noch stark überwiegt, sollte man doch nicht vergessen, daß gerade im Zusammenhang mit der religiösen Wirklichkeit schon sehr früh intellektuelle Fragen aufsteigen, die nicht unbeantwortet bleiben dürfen. Schon zwischen dem dritten und siebten Lebensjahr ist die Frage „Wer hat die Welt gemacht?“ bei Kindern gar nicht selten. Obwohl diese Fragen zeigen, daß der Geist des Kindes schon sehr intensiv, ja bis in die letzten Gründe hinein, fragt, versteht es dennoch nicht eine intellektuelle Antwort, d. h. eine Erklärung in Form von Darlegung abstrakter Zusammenhänge. Hier ist eben der Ort, wo eine autoritäre Antwort voll und ganz genügt.

Die Antworten auf die religiösen Fragen des Kindes werden von ihm unkritisch entgegengenommen. Es hat in dieser Zeit — wie die Psychologie sagt — eine naive Leichtgläubigkeit. Deswegen ist es in dieser Zeit von großer Bedeutung, daß ihm von vornherein richtige Antworten gegeben werden. Andererseits können diese Antworten gerade wegen ihrer religiösen Tiefe nicht vom Standpunkt des Erwachsenenverständnisses formuliert werden. Man muß bewußt vereinfachen und möglichst durch Beispiele und Gleichnisse exemplifizieren, wie es ja Christus selbst getan hat. In diesem Zeitabschnitt geht es vorwiegend darum, religiöses Wissen einzuprägen und alle Erklärungen auszulassen, die Kinder in dieser Zeit doch noch nicht begreifen können.

Die Unendlichkeitserwartung des Kindes ist einerseits naiv, insofern es meint, daß der liebe Gott hauptsächlich dafür da sei, seine Wünsche zu erfüllen und seine Befürchtungen abzuwehren. An dieser kindlichen Naivität ist ja ein Stück Wahrheit, die in der Aufforderung Christi wiederholt zum Ausdruck gebracht ist, wenn Er verheißt, daß wir alles erhalten werden, um was wir bitten. Das Element des Vertrauens, das in der kindlichen Naivität steckt, ist also ein echter natürlicher Ansatzpunkt, an den die übernatürliche Tugend der Hoffnung anknüpft. Und es ist durchaus angebracht, den Kindern in diesem Alter zu sagen, daß nicht alle Wünsche, die wir Gott vorlegen, hier auf Erden erfüllt werden, wohl aber im Himmel. Denn der Himmel besteht ja gerade darin, wunschlos glücklich zu sein.

Die naiv vertrauende Haltung ist auch der Grund dafür, warum die Wunder-Erzählungen aus der Heiligen Schrift in dieser Zeit auf die Kinder einen besonderen Eindruck machen. Auch hier ist es wichtig, von vornherein die Vorstellung der Zauberei auszuschließen. Selbstverständlich können Kinder theoretisch den Unterschied zwischen Wunderkraft und Zauberkraft nicht verstehen, wohl aber kann man ihnen autoritär sagen, daß bei Zauberei immer irgendein Trick angewendet wird, so daß der Mensch dabei getäuscht wird, während beim Wunder tatsächlich durch Gottes Kraft etwas geschieht, was kein Mensch aus eigener Kraft zustandebringen könnte. Es ist wichtig, diese Unterschiede den Kindern durch autoritäre Aussage einzuprägen.

Die Eigenart des Kindes, sich alles konkret-anschaulich vorzustellen, ist für die religiöse Unterweisung eines der Haupthindernisse. Sie bietet darum immer wieder Anlaß zu Schwierigkeiten, wenn es darum geht, abstrakte Wahrheiten der Dogmatik den Kindern nahezubringen. Ein Beispiel: Wir lehren die Kinder: In Gott sind

drei Personen — und ein Kind meint, dann wären es doch vier; denn wenn Gott in seinem Bäumlein drei habe, dann wären es im ganzen vier.

Die Vorstellung, die Kinder von Gott haben, ist anthropomorph. Irgendwie ist es das Bild ihres eigenen Vaters, nur eben etwas übersteigert, wenn das Kind größer wird. Der Vater weiß viel — der liebe Gott weiß alles; der Vater kann erstaunlich viel — der liebe Gott kann eben alles. Wir wissen heute aus der Tiefenpsychologie, wie verhängnisvoll diese Identifizierung Gottes mit dem Vaterbild sich für die ganze weitere religiöse Entwicklung auswirken kann, wenn das Kind seinen Vater als harten, lieblosen, polizeihaften, pharisäischen Tyrannen erfährt und sein Gefühlsleben bis ins Erwachsenenalter ähnliche Vorstellungen mit Gott verknüpft. Es ist darum religionspädagogisch von größter Bedeutung, eine möglichst allseitige und lebendige Vorstellung von Christus zu vermitteln und die ganze kindliche Gottesvorstellung dadurch zu läutern, daß Kinder Christus lebendig als ihren Vater in der religiösen Wirklichkeit erleben lernen.

III. Läuterung der Personifikationstendenz

Die Eigenart des Kindes in dieser Zeit zu konkreter Veranschaulichung der religiösen Wirklichkeit steht in engem Zusammenhang mit der Personifikationstendenz. Es lebt in der Vorstellung, daß die höchste und letzte Wirklichkeit, von der alles Wissen, alle Macht ausgeht, eine lebendige Person ist, von der alle andere Wirklichkeit abhängt, auch alles andere Wissen und alle andere Macht. M. a. W.: Diese eine Seite der Personifikationstendenz besagt, daß die religiöse Autorität die höchste und umfassende ist, der man sich unbedingt beugen *muß*. Das Bewußtsein dieser absoluten Autorität Gottes sollte für diese Zeit der kindlichen Erziehung ganz ausdrücklich mit der konkreten Gestalt Christi verknüpft werden. Denn gerade in Seinem irdischen Leben wird ja auch für das Kind überzeugend sichtbar, daß Er alles weiß, auch die geheimsten Gedanken; daß Er alles kann, was die Menschen nicht zustandebringen. Also muß Er mehr sein als ein Mensch. Und jeder Mensch — die Kleinen und die Großen, die Schwachen und die Starken, die Unwissenden und die Wissenden — untersteht Seiner Autorität. Alle sind dazu bestimmt, Ihm zu gehorchen, Ihm zu dienen.

Die andere Seite der Personifikationstendenz ist ebenso wichtig und für die religiöse Erziehung des Kindes in dieser Zeit vielleicht noch leichter verständlich. Es hat nämlich in dieser Zeit schon die Entdeckung gemacht, daß Eltern und Erzieher nicht mit der absoluten Wahrheit übereinstimmen, sich nicht immer an das halten, was sie selber fordern und Ähnliches. Umso wichtiger ist es nun, ihm sichtbar zu machen, daß es einen Menschen gibt, der nie enttäuscht, weil Er Gott und Mensch zugleich ist: Christus ist also anders als die Menschen; besser als mancher Erwachsene, von dem sich das Kind unklar enttäuscht fühlt, weil es ungerecht, hart oder lieblos von ihm behandelt wurde. Nur Christus ist hier eine unbedingte Ausnahme. Dabei kommt aber für Christus noch hinzu, daß Er sich um jeden einzelnen kümmert, auch wenn man selbst nicht daran denkt. Denn weil Er Gott ist, weiß Er von allem. Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes und das Bewußtsein des unbedingt

gerechten, aber auch gütigen und verzeihenden Gottes in Christus ermöglicht es dem Kinde, in der bald aufbrechenden Vorpubertät über die dann bewußt empfundenen Enttäuschungen leichter hinwegzukommen.

IV. Väterlicher Beistand in der ersten Lebenskrise

Mit dem Eintritt des Kindes in die Vorpubertät — etwa zwischen dem elften und zwölften Lebensjahr — tritt ein so einschneidender seelischer Wandel ein, daß viele Erzieher der weiteren Entwicklung oft ratlos gegenüberstehen. Und doch ist gerade hier die erste Chance gegeben, das angelernte religiöse Leben zu verinnerlichen und zu vertiefen. Es ist die Zeit, in der die jungen Menschen äußerlich und innerlich in eine tiefe einschneidende Lebenskrise geraten. Ihre bisherige Lebensweise und Ordnung erscheint ihnen als kindisch und eng. Sie sind noch halb Kind und noch nicht erwachsen. Sie suchen eine bessere Ordnung, von der sie meinen, daß sie mit der Auffassung der Eltern und Erzieher nicht übereinstimme. Sie opponieren gegen sie, fühlen sich nicht verstanden, verstehen sich aber selbst auch nicht. Innere Spannungen, unklare Sehnsüchte, übersteigerte Phantasiewünsche beunruhigen oder begeistern sie für Ideale, die sie nicht in Worte fassen können und die ihren bisherigen kindlichen Vorstellungen nicht mehr entsprechen. Das gilt ganz besonders auch für den religiösen Bereich.

Je mehr sie sich der Pubertät nähern, um so eindringlicher machen sie jetzt die Erfahrung der inneren Not, der persönlichen Unzulänglichkeit, der Gebrechlichkeit des eigenen sittlichen Willens. Diese Erfahrungen — vor allem, wenn sie aus der persönlichen Sünde erwachsen — schaffen das Bewußtsein der Unwürdigkeit. Aber der junge Mensch ist noch nicht reif, daraus die Demut vor Gott zu lernen. Er sucht sich zunächst über sein „Minderwertigkeitsbewußtsein“ hinwegzutäuschen durch gespielte Interesselosigkeit am Religiösen oder durch Flucht ins Abenteuer. Jedenfalls tritt ein Gefühl der Entfremdung gegenüber Gott ein, in Gegensatz zum Gefühl der Nähe Gottes im vorausgehenden Lebensabschnitt. Wenn vorher in Elternhaus und Schule die religiöse Erziehung von überzeugender beispielhafter Kraft war, wird diese Gefährdung leichter überwunden.

Widersprüche zwischen Elternhaus und Religionsunterricht wurden früher schweigend hingenommen. Jetzt wird diese Erfahrung Anlaß zu Fragen und Zweifeln: man will die Wahrheit endlich wissen. Da der junge Mensch noch nicht selbständig abwägen und aus eigener Überzeugung urteilen kann, wird normalerweise jene Seite den Sieg davontragen, die am meisten Verständnis für seine Fragen und Nöte zeigt. Das ist leider nicht immer die Schule, oft auch nicht das Elternhaus, sondern irgend eine Gruppe Gleichaltriger für den Jungen oder eine augenblicklich angeschwärmte Person für das Mädchen.

Sie kritisieren äußeres Verhalten und Anschauungen ihrer Lehrer und Eltern, indem sie diese mit ihrer augenblicklichen Gruppenauffassung (bei Jungen) oder der augenblicklichen Wunschemoral (Mädchen) vergleichen. Darum sind sie nicht mehr bereit, die religiösen Wahrheiten von den Erwachsenen blind zu übernehmen. Man muß also ihre Fragen ernstnehmen und sie gründlicher beantworten, Einwände aus dieser Zeit nicht gleich als Ausdruck der Ehrfurchtslosigkeit abtun. Das

Wichtigste aber ist, daß eine neue Bereitschaft zum Glauben geweckt wird. Der beste Weg dazu ist wiederum das lebendige Glaubensbeispiel der Erzieher selbst, vor allem das des Mannes.

Sie lehnen jetzt das Märchen ab, bejahen — wie sie meinen — das „wirkliche“ Leben, obwohl für sie die eigentliche Wirklichkeit abenteuerlich und geheimnisvoll bleibt. Ihre stereotype Frage lautet: „Ist das denn auch wahr?“ — Trotzdem ist ihre Phantasie ausgiebig damit beschäftigt, sich eine Zukunft auszumalen, die besser und anders ist als ihre augenblickliche Lebensweise. Dieser suchende Wirklichkeitsfanatismus ist an sich eine günstige Voraussetzung für die Vertiefung des Gottesbewußtseins. Denn die innere Erfahrung der eigenen Begrenztheit schafft die Grundlage dafür, daß sie ihre persönliche Abhängigkeit von Gott empfindlicher erleben.

In dieser Zeit sind für die religiöse Vertiefung zwei Dinge geradezu entscheidend — entsprechend der Grundhaltung dieser Krisenzeit: Der Junge gefällt sich in phantasiertem Heldentum und sehnt sich in die Ferne in eine abenteuerliche Welt — er versagt um so mehr im Alltag in der einfachen Pflichterfüllung. Das Mädchen schwärmt abwechselnd für konkrete Personen und ist darauf aus, mit ihnen innerlich in Beziehung zu kommen. Findet es noch keine feste Bindung, dann fühlt es sich oft einsam und verlassen.

Der Junge braucht zu religiöser Vertiefung vor allem die väterliche Hilfe: Die menschlich heldenhaften „Leistungen“ Christi müssen ihm erschlossen werden. Ihm imponiert der Radikalismus der Tempelreinigung, die Kampfreden mit den Pharisäern, die Unbedingtheit der Forderungen zur Änderung der augenblicklichen Verhältnisse, die Aussicht auf Mitarbeit an einer besseren Zukunft. — Jedoch hat er noch wenig Verständnis für das innere Heldentum Christi, für seine Demut und seine Bereitschaft zum Kreuz und Opfer. Jedoch imponiert ihm an Christus eine andere Seite seines inneren Lebens: die Ruhe und Sicherheit seines Auftretens in der Auseinandersetzung und Diskussion, wenn Er z. B. die Pharisäer mit ihren spitzfindigen Fragen „platt setzt“; das überragende und staunenerregende Wissen Christi; das Hineinschauenkönnen in die innersten Gedanken des Menschen.

Das Zweite: Der Junge muß lernen, persönlich zu Christus beten zu können. Die angelernten Kindergebete müßten teilweise ersetzt werden durch Erziehung zu persönlichem Zwiegespräch mit Christus, dem Führer durch das kommende Leben; zu Christus, dem Welteroberer; zu Christus, der das Reich Gottes mit Hilfe von Streitern und Beauftragten auch heute ausbreiten will.

Eltern und Erzieher sollten wenigstens diese Ansatzmöglichkeiten kennen und nicht so sehr auf dem angelernten Wissens- und Gebetsschema festhalten wollen.

Beim Mädchen liegt die seelische Situation völlig anders. Sein Schwärmen für konkrete Personen ist zwiespältig: einerseits imponieren ihm noch stark äußere Eigenschaften der angeschwärmten Ideale, anderseits sucht es innerliche Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen, durch die es sich verstanden und ausschließlich beachtet fühlt. In dieser Zeit wäre es also seelisch am günstigsten, das Verhältnis Christi zu den einzelnen Frauengestalten nahezubringen: die Beziehung Christi zu seiner Mutter, z. B. auf der Hochzeit zu Kana, aber auch auf dem Kreuzwege bis zur Grablegung ihres Sohnes; die Freundschaft Christi mit Maria und Martha und

die Besuche in ihrem Hause; sein Verhalten zu ihnen beim Tode des Lazarus; Christi Stellungnahme für Magdalena vor den Pharisäern; oder seine erschütternde und doch ernste Haltung gegenüber der Ehebrecherin.

Mädchen denken sich in dieser Zeit geradezu eifersüchtig in solche Beziehungen hinein und können auf diese Weise ebenso einen Zugang zu betender Zwiesprache mit Christus finden. Entscheidend ist dabei immer, daß die schwärmerische Ideal-suche, die ja religiösen Ursprungs ist, seelisch erfüllt und geläutert wird an einer konkreten Gestalt, die die aufbrechende Sehnsucht nach Unendlichkeit und das Verlangen nach Geborgenheit im Geheimnis nie enttäuscht.

Wenn so der werdende Mensch aus der kindlichen religiösen Vorstellungswelt in eine wirkliche Idealwelt in Christus, den endlich-unendlichen Gottmenschen hineingeführt wird, dann erfüllt der Erzieher seine stellvertretende Vateraufgabe an der kommenden Generation. Ein Heilmittel für die Öffentlichkeit wird die religiös verwurzelte Vaterschaft aber erst, wenn sie institutionelle Gestalt gewinnt in der religiös eindeutigen Schule; wenn die autoritäre Macht der Gesinnungsgemeinschaft im objektiven Geist der religiös geprägten Schule dem Kinde und Jugendlichen zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Das wäre tiefenpsychologische Heilung der öffentlichen Meinung im besten Sinne.

Die Beurteilung außergewöhnlicher mystischer Phänomene beim heiligen Johannes vom Kreuz

Von Univ.-Doz. Dr. Karl D e u r i n g e r, Freiburg i. Br.

Beim Blick auf den katholischen Lebensraum der Gegenwart fällt auf, mit welcher Naivität man weithin die außergewöhnlichen Phänomene des mystischen Lebens wie *Visionen, Auditionen, Ekstasen, Stigmatisierung* u. a. m. als sichere und unmittelbare Offenbarung Gottes hinnimmt¹. Zwar hat es eine grundsätzliche Bereitschaft dazu zu allen Zeiten gegeben nicht nur im Christentum, sondern auch in außerchristlichen Religionen; sie gründet auf dem tief im Menschen verwurzelten Wunsch, das göttliche Wesen und Wirken unmittelbar zu erleben und sich sinnfälliger seiner Wirklichkeit und Heilmächtigkeit zu vergewissern.

Der moderne Mensch hat mehr als je dieses Bedürfnis, den Helfergott „mit Händen zu greifen“, um in seiner Bedrängnis durch Unglauben und Lebensangst an ihm Halt zu finden. Er ist infolgedessen besonders begierig darauf und dankbar dafür, wenn irgendwo der „verborgene Gott“ sich sinnfälliger manifestiert, „mit Händen greifbar wird“. Eine von allen Hemmungen des Taktes und der Diskretion entbundene Publizistik sorgt in der Regel dafür, daß solche Möglichkeiten rasch und all-

¹ Zum Problem als ganzem vgl. K. Rahner: *Visionen und Prophezeiungen*, 1952; ders.: *Über Visionen und verwandte Erscheinungen*, in: *Geist und Leben* 21 (1948), 179–213.